

## Poet's Gallery Beitrag Januar 2017

[www.schreibfertig.com](http://www.schreibfertig.com)

**REINHARD BARTH**



Reinhard Barth, Dr. phil., geboren 1943 in Hamburg. Studierte Geschichte, Germanistik und Philosophie und promovierte 1974 mit einer Arbeit über städtische Auseinandersetzungen im Spätmittelalter. Begann die Berufstätigkeit mit Schulfunk-Hörspielen zu historischen Themen. Danach Redakteur bei einem zeitgeschichtlichen Magazin und einem Münchener Verlagsbüro; betreute dort u.a. „Preußisches Lesebuch“ (Unipart, 1981), „Lexikon

des Dritten Reiches“ (Südwest, 1985), „Illustrierte Geschichte des deutschen Kaiserreiches“ (Südwest, 1986), „Lexikon der Weltgeschichte“ (Martin Greil, 1990), „Lexikon des Zweiten Weltkrieges“ (Heyne, 1995) und die Reihe „Deutsche Bibliothek“ (Hilliard Collection, 104 Bände, 1981–1990), daneben Bücher über Rassehunde (Parey), Geschenkbücher und Bildbände zu Sportereignissen (Südwest, Lingen).

Veröffentlichungen als Autor: „Wikinger“ (Taschenlexikon, Piper, 2002), „Frauen, die Geschichte machten“ (Primus, 2004), „Diktaturen in Europa“ (Vorwärts, 2005), „Wissen auf einen Blick: Mittelalter“ (Naumann & Göbel, 2007), „Alexander von Humboldt. Abenteurer, Forscher, Universalgenie“ (Bloomsbury, 2008), „Die Vermessung der Erde. Geschichte der Kartografie“ (Fackelträger, 2015). Widmete dem Hamburger Mietshaus, in dem er seit mehreren Jahrzehnten lebt, eine amüsante Biografie: „Das Haus“ (4 Bde. 1986–2014).

Adresse: Haynstraße 1, 20249 Hamburg, Tel. 040 48 19 40

### *Reinhard Barth*

#### Entnazifizierung bei uns zu Haus

Im Haus meiner Eltern in Blankenese hing im Wohnzimmer hinter dem Schreibtisch ein Bild in einem Rahmen in gehämmertem Gold oder wie man diesen Holzanstrich nennt, der so alt und würdig aussieht. Und alt und würdig und nicht von dieser Welt stellte sich die Szenerie dar, die hinter Glas zu sehen war. Einer mit langem Haar und riesiger weißer Kopfbedeckung, den schwächlichen Körper gehüllt in ein blaues Kleid oder Mantel, dessen dicke Falten sich über seine Füße breiteten, saß, die Beine übereinander geschlagen, auf einem grünen, gleichfalls von Falten gebauschten, blumenbewachsenen Buckel oder Hügel. Ein riesiges Schwert, in einer schwarzen Scheide, lehnte neben ihm, auf dem Knauf

lag das Ende einer Papierbahn oder -fahne, die vom Himmel herunterzuflattern schien. Versonnen, den übergroßen Kopf mit einer Hand gestützt, blickte der Mann, eigentlich eher ein Kind, vor sich hin. Über ihm schwebten ein roter Schild und ein goldener Topfhelm, beide geschmückt mit dem Abbild eines Vogels hinter Gittern, und das Ganze war eingefasst von einem rot-grün-goldenen Rahmen. Darüber stand in altertümlichen Lettern „*herwalther vō der Vogelweide*“, und irgendwann, viel später, erfuhr ich, dass es sich um ein Blatt aus der Großen Heidelberger oder Manessischen Liederhandschrift handelte und dass die Körperhaltung auf dem Porträt genau Herrn Walthers Versen entsprach:

*Ich saz uf eime steine,  
und dachte bein mit beine:  
dar uf satzte ich den ellenbogen:  
ich hete in mine hant gesmogen  
daz kinne und ein min wange*

Aber da hatte sich mir das Bild schon längst tief eingepägt. In dem Regal darunter bewahrte ich als kleiner Junge meine Spielsachen, ich hatte Herrn Walther immer vor Augen. Wenn man so will, war die mittelalterliche Miniatur das erste Kunstgebilde, das ich kennen lernte. Besonders das Gold hatte es mir angetan; wenn die Sonne drauf schien, leuchteten die vergoldeten Partien des Porträts, Herrn Walthers Halskragen und die Manschetten seines Untergewandes, der Knauf und die Parierstange des Schwertes und der Topfhelm, weit durchs Zimmer. Und immer wieder versuchte ich mir zusammenzureimen, was es mit diesem merkwürdigen alten Kind auf sich haben könnte, das auf dem grünen Faltengebirge hockte, gleichsam daraus hervorwuchs und mit seinen zarten Händen doch nie das ungeheure Schwert würde schwingen können, das größer war als das Männchen selber. Fast fünfzig Jahre also hing des Vogelweiders schön gerahmtes Abbild im Wohnzimmer meiner Eltern. Dann, nach dem Tod meines Vaters und der Umsiedlung meiner Mutter in eine Einliegerwohnung im Haus erfolgte die Haushaltsauflösung, und Mutter war drauf und dran, das Bild mitsamt vielen anderen Erinnerungsstücken wegzuwerfen. Ich konnte es ihr gerade noch entreißen. Ich wusste zwar im Moment nichts damit anzufangen, aber Herr Walther im Müll, das ging nun doch nicht, mindestens bei mir im Keller wollte ich ihn aufbewahren.

Eher beiläufig sagte Mutter, ich sollte das Bild zu Hause mal aufmachen, es wäre noch was drin. Ich tat, wie mir geraten. Die Rückseite war aus Pappe, mit einem Etikett „Commetersche Kunsthandlung“ (die gibt es, glaube ich, immer noch), dazu mit Bleistift der Preis geschrieben: 11 Mark. Außen herum lief ein Papierklebestreifen. Den riss ich ab, darunter kam ein zweiter zum Vorschein, der aber Schnittspuren zeigte. Das Bild war also schon mal geöffnet worden. Ich zog mit einer feinen Zange die Haltenägel heraus und hob die Rückseite aus dem Rahmen. Darunter eine dünnere Pappe, wohl das Passepartout. Als ich es gleichfalls heraushob und umdrehte, sah ich: Herrn Walthers Konterfei war nur draufgeklebt, ganz flüchtig an den vier Ecken, und eine war schon los. Ich zog eine weitere Ecke ab und schlug das Blatt zur Seite. Ein Foto kam zum Vorschein: Adolf Hitler. Was war denn das?!

Beim nächsten Besuch gab mir Mutter Auskunft: Den Hitler musste man ja haben damals, und sie hatten eben diesen gehabt im schön gehämmerten Goldrahmen für 11 Mark von Commeter. Aber 1945 kamen die Engländer, die durften den Hitler an der Wand nicht sehen. Da hatte sie den Rahmen geöffnet und Walther von der Vogelweide über das Führerporträt geklebt, der war gerade zur Hand, ein Kalenderblatt wahrscheinlich und groß genug, um Hitler zuzudecken.

Das war also das Geheimnis. All die Jahre und Jahrzehnte hatte hinter dem Bild aus einer blau-grün-goldenen Ferne das Foto des Mannes gesteckt, der mir schon ganz früh als die Verkörperung des Bösen überhaupt erschienen war. Immer war er an der Wand gewesen, nur ein dünnes vergilbtes Blatt mit dem Porträt eines Minnesängers hatte ihn von mir und meiner Welt getrennt. Eine sagenhafte Geschichte, sie könnte aus einem Film stammen. Eine deutsche Geschichte. So funktioniert Verdrängung.

Wir haben uns mit unseren Eltern nie über die Nazizeit gestritten. Meine Brüder taten nichts dergleichen, und ich auch nicht. Das, was doch angeblich eine ganze Generation beschäftigt hat, bei uns fiel es aus. Später, zur Zeit der Studentenrevolte, gab es Zank, schließlich war ich bei den Demonstrationen und den Vollversammlungen dabei und konnte nun wirklich nicht schweigen zu dem, was meine Eltern täglich in Springers *Welt* über die Ereignisse an den Universitäten lasen. Aber selbst dabei verzichtete ich darauf, eine mögliche Schuld der Eltern an den Verbrechen des Dritten Reiches als Argument in die Auseinandersetzung einzuführen, aus Scheu oder Ehrfurcht oder weil ich den großen Krach vermeiden wollte.

Ihre Entnazifizierung besorgten meine Eltern selbst, mit den einfachsten Mitteln. Mein Vater hatte es noch am leichtesten, er war in der Zeit, als dergleichen anstand, überhaupt nicht da. Bis 1953 befand er sich in russischer Kriegsgefangenschaft, und als er wiederkam, waren dienstliche Befragungen schon längst abgeschafft. Vater war nach sowjetischer Behauptung Kriegsverbrecher. Worin sein Verbrechen bestanden hatte, darüber sagte er nie etwas, ich nehme an, er gehörte zu den tausenden von Offizieren, die Stalin summarisch verurteilen und in Russland festhalten ließ, um ein Pfand für etwaige Verhandlungen mit dem Westen zu haben. Bei der kämpfenden Truppe war Vater nicht gewesen, immer irgendwo im Hinterland, als Lehrer an Truppschulen im Baltikum, in Riga, Reval oder sonstwo, und als die Kurlandarmee 1945 abgeschnitten wurde, war er mit dabei und wurde einkassiert. Von der Gefangenschaft erzählte er nur Anekdoten: Wie durch halbstündiges Herumkauen auf einem Stück Brot sich im Mund Zuckergeschmack entwickeln kann. Wie sie Lageruniversitäten organisierten. Wie sie bei 30 Grad minus irgendwo im Ural eine Wohnsiedlung errichten sollten und den Bauleiter darauf hinwiesen, dass bei den Temperaturen kein Mörtel bindet; aber der musste seinen Plan erfüllen und hieß sie mauern, und selbstverständlich fielen ihre Bauwerke zusammen, kaum dass sie die Wände hochgezogen hatten. Vom Ersten Weltkrieg, an dem er schließlich auch teilgenommen hatte, berichtete er noch weniger. Dabei war er eigentlich ein guter Erzähler, baute seine Geschichten umsichtig auf, behielt, behaglich plaudernd, seinen Gegenstand immer im Blick, setzte die Pointen mit sicherem Gefühl für Timing und Wirkung. Das machten übrigens auch andere seiner Generation so. Was sie an Kriegserlebnissen auf Familientagen zum besten gaben, war genauso gut erzählt und genauso harmlos. Und in der Zeit vor dem Krieg schien jeder überhaupt nur seinen gewöhnlichen Geschäften nachgegangen zu sein und von der Hitlerdiktatur rein gar nichts gespürt zu haben. Aber wie gesagt, wir fragten sie auch nicht genauer.

Mutter hatte die praktische Entnazifizierungsarbeit zu bewältigen. Das tat sie rasch und mit Sinn fürs Naheliegende. „Mein Kampf“, die Hochzeitsgabe der NSDAP, sowie die von ihrem Vater ererbte antisemitische Literatur, Theodor Fritschs „Handbuch der Judenfrage“ und dergleichen, wanderte in die zweite Reihe des Bücherschranks, die Militaria aus dem Ersten Weltkrieg, als Prunkstück eine Signalpistole aus Messing, die Vater angeblich in einem britischen Schützengraben erbeutet hatte, verschwanden auf dem Dachboden, Vaters Orden und Ehrenzeichen und seinen Offiziersdolch versenkte sie im Geheimfach des Schreibtisches, einem Zwischenboden zwischen zwei Schubladen. Aus der großen Ha-

kenkreuzfahne, die sie zu Festtagen am Balkon aufgehängt hatten, wurde das Kreuz rausgeschnitten und weggeworfen, das rote Tuch verarbeitete Mutter zu Hemden für uns Jungen. Das alles war irgendwann herausgekommen, oder wir hatten es uns selbst zusammengereimt. Aber vom Verschwinden des Hitler-Bildes hatte ich nie etwas gehört. Eine Nationalsozialistin war Mutter ja nicht, aber eine Widerständlerin auch nicht. Sie war Hausfrau und Mutter und sah zu, dass ihre Jungen anständig aufwuchsen. Und draußen im Villenvorort Blankenese bekam man ja sowieso von der Politik wenig mit. So jedenfalls ihre Äußerung. Mir ist aus meiner Kindheit nur ein einziger kritischer Ausspruch von ihr über den Nationalsozialismus im Gedächtnis geblieben. Mutter behauptete, die führenden Nazis hätten ihre Frauen verstoßen und sich neue, jüngere genommen. Das fand sie gemein. Von Frauen handelte ein weiteres Wort, das sie wesentlich später einmal sagte. Ich hatte inzwischen herausbekommen, dass einer unser Nachbarn zum Polizeibataillon 101 gehört hatte, dessen Mitglieder wegen Massenerschießungen von Juden im Osten nach dem Krieg angeklagt und verurteilt wurden; auch der Nachbar hatte ein paar Jahre gesessen. Ich fragte Mutter, ob sie von der Sache gewusst habe, und sie sagte, das schon, aber da der Mann eine Gefängnisstrafe bekommen hatte, sei der Fall erledigt; unschön hätte sie nur gefunden, dass er seine Frau zu den Exekutionen mitgenommen hätte, das tat man nicht.

Soviel wusste ich, meine Mutter kam aus einem antisemitischen Elternhaus, ihr Vater war Geschäftsführer im Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband gewesen, einer Organisation, die angeblich die Interessen der Angestellten vertrat, aber hauptsächlich den Marxismus und das Judentum bekämpfte und eine Volksgemeinschaft auf ständischer Grundlage errichten wollte. Auf dem Diebsteichfriedhof in Altona gab es einen pompösen Grabstein mit der Inschrift DEUTSCH SEIN HEISST EINE SACHE UM IHRER SELBST WILLEN TUN, darunter lag der Vater meiner Mutter, er war bereits 1912 gestorben, die Steigbügelhalterdienste, die sein Verband Adolf Hitler später leistete, sind ihm persönlich nicht anzulasten. Aber bei Müttern war dies und das von seinen Einflüssen noch zu spüren, und gewisser dunkler Bemerkungen, dass den Juden ganz recht geschehen sei, kann ich mich aus meiner Kindheit noch erinnern. Das hörte aber auf, als wir erwachsen waren. Adolf Hitler kam in Mutters Äußerungen nicht vor. Mir war aber völlig klar; dass dieser Mensch mit dem schwarzen Bärtchen unter der Nase der Inbegriff des Bösen sei. Woher ich das wusste, kann ich nicht sagen, ich denke mal, das konnte man damals leicht aufschnappen, das war Wissen von der Straße. Nebenbei war ich auch immer des Glaubens, dass wir dem Bildungsbürgertum angehörten. Dafür stand die 16bändige Schiller-Ausgabe im Bücherschrank, die wohlsortierte Schallplattensammlung mit klassischer Musik und die Fähigkeit meines Vaters, Balladen von Uhland aufzusagen und lateinische Inschriften auf öffentlichen Gebäuden zu entziffern. Unsere Eltern hatten ein Abonnement in der Staatsoper, sie schickten uns aufs Gymnasium und sorgten dafür, dass wir ein Musikinstrument erlernten und keine Schundhefte lasen. Im Porträt Walthers von der Vogelweide schien mir die Bildungsatmosphäre in meinem Elternhaus auf den Punkt gebracht. Wer hing sich denn mittelalterliche Miniaturen an die Wand? Anderswo hatten sie röhrende Hirsche oder sturmgezauste Windjammer, womöglich sogar die in Aquarellfarben gemalten Konterfeis der Familienmitglieder, und der Hausherr stand im Besitzerstolz davor: „Meine Kinder“. Nichts davon bei uns. Da gab es nur eine fremdartig-filigrane Farbzeichnung, die einen sonderbar versunken vor sich hin lächelnden Minnesänger mit einem riesigen Schwert an der Seite zeigte. Aber so war das eben, wenn man sich für die Bildung entschieden hatte. Und nun musste ich feststellen: Genau im Herz dieser Welt von Hausmusik und guten Büchern und dem Sinn für das Höhere saß der Wurm. Herr Walther war die ganze Zeit nur

Ersatzmann, das Ensemble aus guten, soliden und dauerhaften Möbeln hatte ein anderer dominieren sollen, der Unhold, der Kinderschreck. Und der Dichter war erst drangekommen, als der Diktator erledigt war. Aber da hätte es auch jedes andere Bild sein können, wenn es nur die richtigen Maße aufwies und die Gruselgestalt dahinter verschwinden konnte. Es war nicht Plan und Absicht, dass Herrn Walthers Gold durchs Zimmer strahlte, sondern Zufall. Und wieso hatte Mutter den Hitler noch aufbewahrt? Hatte sie gar geglaubt, der oder seinesgleichen käme noch mal wieder, und dann könnte man den Minnesänger ja wieder entfernen?

Ich habe sie nicht mehr gefragt. Aber was sie vor Jahrzehnten unterlassen hat, nämlich das Hitlerbild wegzuwerfen, habe auch ich nicht getan. Es steckt noch drin im Rahmen, und wenn ich Besucher mal richtig erschrecken will, dann hole ich das Ding aus dem Keller und nehme es vor ihren Augen auseinander. Entnazifizierung, sage ich dann, so haben sie's gemacht, so leicht ging das.